

Matthias Büttner\*

## VOM RECHTEN HANDELN IN RECHTLOSER ZEIT – ERNST WIECHERTS NOVELLE *DER RICHTER*<sup>1</sup>

Bereits im Nachwort zu seinem autobiographisch geprägten KZ-Bericht *Der Totenwald*, den er im Oktober 1939 fertiggestellt hatte, äußerte der Dichter Ernst Wiechert, er habe „sich verpflichtet geglaubt, diese Seite seines Schicksals und so vieler Schicksale aufzeichnen zu müssen: den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Schande, den Kommenden zur Mahnung“ (Wiechert 1957, Bd. 9, S. 329). Die „moralische Verpflichtung“ (Pleßke 2003, S. 42), seinen Zeitgenossen die schuldhaftige Verstrickung in die Verbrechen des nationalsozialistischen Terrorregimes ins Bewusstsein zu rufen, die nachwachsende Generation von ideologischer Verblendung zu befreien und eine geistige Erneuerung in Deutschland anzubahnen, schien Wiechert auch nach dem Ende des Krieges als eine vordringliche Aufgabe empfunden zu haben (vgl. Krenzlin 2002, S. 26f.).

In seiner *Rede an die deutsche Jugend*<sup>2</sup> (Wiechert 1957, Bd. 10, S. 381–411), der Tragikomödie *Okay oder Die Unsterblichen*<sup>3</sup> (Ebd., S. 191–290), der Denkschrift für die amerikanische Militärbehörde mit dem Titel *The Rich Man and the Poor Lazarus*<sup>4</sup> (Ebd., S. 631–656), dem versöhnlichen Aufsatz *Vom Wolf und vom Lamm*<sup>5</sup> (Ebd., S. 656–662), in seinen Lebenserinnerungen *Jahre und Zeiten*<sup>6</sup>

---

\* Dr. Matthias Büttner, Oberstudienrat, Gymnasiallehrer für die Fächer Griechisch, Latein und Deutsch am Franz Ludwig-Gymnasium Bamberg, Franz-Ludwig-Str. 13, 96047 Bamberg (Deutschland).

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag ist dem Andenken meines Großvaters, Oberamtsrichter Hans Müller (23.12.1911 – 19.06.1986) gewidmet.

<sup>2</sup> Die Rede wurde am 11. November 1945 im Münchener Schauspielhaus gehalten; vgl. Reiner 1972, Nr. 129.

<sup>3</sup> Nach Reiner 1972, Nr. 136, wurde *Okay oder die Unsterblichen. Eine ernsthafte Komödie in drei Aufzügen* am 13. September 1945 beendet und im September 1946 in Bern, St. Gallen und Baden (Schweiz) erstmals aufgeführt.

<sup>4</sup> Die Denkschrift erschien in der englischen Originalversion im Spätsommer 1945, am 4. März 1946 dann auszugsweise in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Der reiche Mann und der arme Lazarus* in der *Neuen Zeitung* (München); vgl. Reiner 1972, Nr. 137.

<sup>5</sup> Der Aufsatz wurde im März 1946 in der *Neuen Zeitung* (München) veröffentlicht; vgl. Reiner 1972, Nr. 138.

<sup>6</sup> Die Autobiographie *Jahre und Zeiten* entstand 1947 bis Sommer 1948 und erschien erstmals im Oktober 1948 in der Schweiz; vgl. Reiner 1972, Nr. 160.

(Wiechert 1957, Band 9, S. 331–800) sowie in seinen nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Prosawerken setzte sich Wiechert kritisch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und der Nachkriegsgegenwart auseinander und übte dabei auch scharfe Kritik am Vorgehen der amerikanischen Besatzungsmacht, die seiner Auffassung nach den in sie gesetzten Hoffnungen und Erwartungen nicht gerecht wurde.

Bei den Prosawerken aus dieser Zeit sind neben dem Roman *Missa sine nomine*<sup>7</sup> (Wiechert 1957, Band 6, S. 5–441) zwei kürzere Erzähltexte von nahezu gleichem Umfang zu nennen, die zwar entstehungsgeschichtlich nicht zusammengerückt werden dürfen, jedoch vor allem hinsichtlich Thematik, Struktur und Figurenkonstellation vielfältige Bezüge aufweisen: die Novellen *Der Richter*<sup>8</sup> (Wiechert 1957, Band 7, S. 743–762) und *Die Mutter*<sup>9</sup> (ebd., S. 763–782).

Die folgende Untersuchung ist der Novelle *Der Richter* gewidmet, die Wiechert während seiner vierten Schweizer Reise (27. Dezember 1947 bis 20. Februar 1948) unmittelbar vor der Emigration in die Schweiz (im Frühjahr 1948) mehrfach öffentlich vorgetragen hat.<sup>10</sup>

Während die Novelle etwa beim Autorenabend in Glarus am 23. Januar 1948 vom zahlreich erschienenen Publikum in „eine[r] unvergessliche[n] Stunde der Andacht“ mit „bewegungslose[r] Gebanntheit“ aufgenommen wurde (vgl. Reiner 1976, Nr. 933ff.), stieß sie bei der zeitgenössischen Literaturkritik in mehrfacher Hinsicht auf schroffe Ablehnung:

Die Novelle „Der Richter“ von Ernst Wiechert ist die Form, den unbefangenen Leser auf dem Wege literarischer Kunst zu missbrauchen. Man merkt die Absicht des Verfassers und ist verstimmt über dieses dichterische Pamphlet im Schafskleide, das noch einen Stein gegen die Trümmerstätte deutscher Gewaltherrschaft schleudert (Jürgen Groth in der *Zeit*, Hamburg, vom 30. Juni 1949, zit. nach Reiner 1976, Nr. 971).

Wieder tritt das zutage, was für Wiecherts Dichten charakteristisch ist, dass seine Gestalten mehr Träger ethischer Erkenntnisse als Geschöpfe von Fleisch und Blut sind. [...] Wo bleibt die Hand, die den Mut aufbrächte, den Schleier des Ästhetentums zu zerreißen? (Hanns Ludwig Geiger im *Tagesspiegel*, Berlin, vom 6. November 1949, zit. nach Reiner 1976, Nr. 972).

<sup>7</sup> Der Roman wurde 1949 bis Ende März 1950 niedergeschrieben, die Erstausgabe erschien im August 1950 kurz vor dem Tode des Dichters; vgl. Reiner 1972, Nr. 164.

<sup>8</sup> In der Gesamtausgabe wird die Novelle *Der Richter* fälschlicherweise auf das Jahr 1946 datiert; vgl. Reiner 1972, Nr. 156, der als Entstehungszeit den Oktober 1947 angibt (Erstpublikation 1948).

<sup>9</sup> Auch die Datierung der Novelle *Die Mutter* auf das Jahr 1946 ist zu beanstanden; vgl. Reiner 1972, Nr. 161, der als zeitlichen Rahmen der Entstehung den 4. Januar bis zum 7. Februar 1949 ansetzt (Erstpublikation 1949).

Beide Novellen wurden während der 11. Wissenschaftlichen Tagung der „Internationalen Ernst–Wiechert–Gesellschaft e.V.“ am 18. Juni 2011 in Mülheim/Ruhr im Rahmen einer Gruppenarbeit behandelt, der der Verfasser einige Anregungen verdankt.

<sup>10</sup> Vgl. die Dokumentation bei Reiner 1976, Nr. 928–937, dort Nr. 934 (Neue Glarner Zeitung, 26. Januar 1948, Nr. 20). Auf S. 137 findet sich folgende Fußnote: „Ernst Wiechert hielt 16 Vorlesungen während seiner Vortragsreise.“

Aus einem zeitlichen Abstand von mehr als 65 Jahren erscheint es reizvoll, das damals offensichtlich kontrovers aufgenommene Werk eines heute nahezu vergessenen deutschen Dichters zum Gegenstand einer eingehenden Betrachtung unter verschiedenen Aspekten zu machen und vor dem Hintergrund einer grundlegend veränderten politischen und gesellschaftlichen Situation neu zu bewerten.

## 1. Dramatische Handlungsführung der Novelle

### 1.1. Exposition

Die alte Beerenfrau ging mit ihrer Nachricht nicht zur Polizei, denn damals, kurz vor dem zweiten großen Kriege, gingen die Rechtlichen nicht mehr zu denen, die das Recht hätten hüten sollen, aber nur der Gewalt dienten (Wiechert 1957, Bd. 7, S. 743).

Dieser merkwürdige Einleitungssatz, mit dem die Novellenhandlung ganz unvermittelt einsetzt, weckt zum einen das Interesse des Lesers, indem er Fragen aufwirft (Was ist das für eine Nachricht? Wohin geht die alte Beerenfrau? Wer hütet hier noch das Recht?), zum anderen verweist die wiederholte Negation der Aussage (erst konkret, dann verallgemeinernd) auf das Versagen der zuständigen „Rechtshüter“ als Erfüllungsgehilfen der Gewalt, das in der Novelle konkrete Gestalt annimmt. So werden zugleich die Weichen für die positive Charakterisierung der Titelfigur<sup>11</sup> gestellt und es wird der Bogen zum Ende der Erzählung hin gespannt, der Amtsniederlegung des Richters als Reaktion auf die persönlich erfahrene Rechtlosigkeit des totalitären Regimes. Der Ort der Handlung bleibt bewusst ausgespart, die Zeit hingegen lässt sich schon relativ genau bestimmen und wird kurz darauf konkretisiert (August 1939).

Wie kommt nun die Handlung in Gang? Als die Beerenfrau Veronika den Gerichtssaal betritt, befindet sich der Oberamtsrichter gerade in einer Verhandlung. Eine Bäuerin führt Klage gegen eine Magd, die offensichtlich ein folgenreiches Verhältnis mit dem jüngsten der drei Söhne der Bäuerin eingegangen ist. Im Gegensatz zur überhitzten Emotionalität der Bäuerin wirkt der Richter erschöpft und geistig abwesend, ergreift jedoch nach langem Schweigen in verallgemeinernden Worten<sup>12</sup> unmissverständlich Partei zugunsten der geschmähten Magd. Die

---

<sup>11</sup> Dass der Richter namenlos bleibt, soll ihn idealisierend als typischen Vertreter eines überzeitlichen, „natürlichen“ Rechts kennzeichnen, das sich an ethisch-moralischen Normen ausrichtet und letztlich im Religiösen verwurzelt ist. (Die Tatsache, dass aus dem Gerichtssaal „das Bild des Erlösers über dem Richtertisch längst verschwunden war“ [Wiechert 1957, Band 7, S. 743], verweist auf die verloren gegangene Einheit von menschlichem und göttlichem Recht.). Dem Richter stehen die drei Vertreter des nunmehr korrumpierten „positiven“ Rechts gegenüber: Dabei repräsentiert „der Staatsanwalt“ eine gleichgeschaltete Justiz, „der Kreisleiter“ die Partei, „der Gerichtsarzt“ eine ins Unmenschliche pervertierte Ärzteschaft. Sie alle bleiben als Funktionsträger ohne individuelle Konturen und verkörpern in ihrer Namenlosigkeit einen unpersönlichen, seelenlosen Machtapparat.

<sup>12</sup> „Drei Herzen und sechs Hände können viel Schmerz bereiten“ (Wiechert 1957, Band 7, S. 744).

Beerenfrau nutzt die daraufhin eingetretene Stille dazu, sich dem Richtertisch zu nähern und dem Richter im Flüsterton mitzuteilen, dass der junge Joseph Huber erschossen auf einer Waldlichtung liege. Die merkwürdige Apathie, mit der der Richter diese Mitteilung aufnimmt und wiederum ins Allgemeine wendet<sup>13</sup>, löst bei der Beerenfrau einige Verwirrung aus. Scheinbar zusammenhanglos erinnert sie an die frühere Freundschaft zwischen Joseph Huber und Christean, dem Sohn des Richters. Nach einem letzten generalisierenden Kommentar<sup>14</sup> unterbricht der Richter doch recht unvermittelt die laufende Verhandlung, um die für die Aufklärung des Verbrechens notwendigen Schritte einzuleiten.

## 1.2. Steigende Handlung

Per Telefon erstattet er „nach der alten Ordnung des Gesetzes“ (Wiechert 1957, Band 7, S. 746) zunächst dem Staatsanwalt, dann dem Kreisleiter Bericht. Als dieser in der Ermordung des verhassten Kommunisten Joseph Huber nichts anderes als die rechtmäßige Ausschaltung eines politischen Gegners sieht, bricht der Richter das Telefonat ab. Nach Abschluss der unterbrochenen Verhandlung begibt er sich persönlich an den Tatort. Dort kommt es zu einer verbalen Auseinandersetzung mit einem jungen SS-Arzt, der den linken Arm des Toten mit der Stiefelspitze anhebt. Dieser herablassenden Geste der Geringschätzung setzt der Richter das Gebot einer respektvollen, menschlichen Behandlung entgegen, die jeder Tote verdiene. Im Umkreis des Tatorts findet der Richter im Brombeergesträuch einen adressierten Briefumschlag, der als entscheidendes Indiz auf seinen Sohn als Mörder des einstigen Freundes hindeutet. Zu Hause berichtet er seiner körperlich behinderten, hellsichtigen Tochter Barbara, dass Joseph ermordet worden sei, der ihr einst in zärtlicher Liebe verbunden gewesen war. Als Christean erscheint und wie beiläufig „das mit Joseph“ (Ebd., S. 750) erwähnt, scheint Barbara bereits zu ahnen, wer dessen Mörder ist. Während der Richter ein Brombeerblatt von Christeans Ärmel nimmt und in metaphorischer Verhüllung vom baldigen Reifen der Früchte spricht, wird Barbaras Ahnung zur Gewissheit. Der Bruder ist als Mörder entlarvt.

## 1.3. Höhepunkt – das Zusammenfallen von Anagnorisis und Peripetie<sup>15</sup>

Erst am späten Abend kommt es vor dem Kaminfeuer zwischen Vater und Sohn zu jenem „schweren Gespräch über Schuld und Tod“ (ebd., S. 754), das den Dreh- und Angelpunkt der Novelle bildet. Christean bekennt sich ohne Umschweife zu

<sup>13</sup> „Viele werden heute durchs Herz geschossen, Veronika’, sagte er“ (ebd., S. 745).

<sup>14</sup> „Viele Freundschaften sind vergangen in dieser Zeit, Veronika’, erwiderte der Richter“ (ebd., S. 745).

<sup>15</sup> Die dramatische Handlungsführung, die der Literaturwissenschaftler und Dichter Gustav Freytag am Ende des 19. Jh. als Modell entwickelt hat, lässt sich auf die Ablaufdynamik der

der Tat, versucht jedoch zunächst, den Mord vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Ideologie zu rechtfertigen: Als Kommunist sei der einstige Freund ein Feind und Verräter gewesen; es gebe „minderwertiges Blut“ (ebd., S. 753), das kein Lebensrecht besitze. Der Vater aber hält dem Sohn – gestützt auf die Botschaft der Bibel – die Unrechtmäßigkeit eines jeden Mordes entgegen und stellt die entscheidende Frage, die in ihrer Paradoxie das tragische Dilemma des Richters enthüllt: „... ach, lieber Sohn, soll ich es nun sein, der mit dem Briefumschlag vor den Tisch der Richter tritt?“ (ebd.). Auf die Gegenfrage Christeans, ob er denn gegen seinen eigenen Sohn zeugen wolle, entgegnet der Richter, er wolle seinem Sohn, der noch ein Kind sei, die Last des Bekennens abnehmen. In der darauf folgenden Stille erblicken beide in der letzten Glut des Kaminfeuers ein menschliches Gesicht, das sich vor ihren Augen allmählich in Asche verwandelt.<sup>16</sup> Die Beobachtung der Vergänglichkeit alles Menschlichen löst bei Christean einen jähen Erkenntnisprozess aus, der die alte Verbundenheit zwischen Vater und Sohn wiederherstellt: Die Erkenntnis der eigenen Schuld führt den Sohn zum Vater zurück, indem sie ihn bereit macht, sich selbst anzuzeigen. Der Vater wiederum bekräftigt diese Einheit durch sein Vertrauen, indem er dem Sohn das belastende Indiz aushändigt und ihn seines Beistands versichert. Wenn Barbara den Bruder zum Abschied zweimal segnet, wird dieser wiedergewonnenen Eintracht zwischen Vater und Sohn eine religiöse Dimension verliehen.

#### 1.4. Fallende Handlung mit retardierendem Moment

Weder die Selbstanzeige Christeans beim Kreisleiter noch die beim Staatsanwalt hat jedoch die Einleitung rechtlicher Schritte gegen ihn zur Folge. Während der Kreisleiter den Mord an dem Kommunisten pervertierend als eine Tat darstellt, die eine Belohnung verdiene, bezeichnet der Staatsanwalt die Angelegenheit bagatellisierend als eine „Marotte“ (Ebd., S. 758).<sup>17</sup> Um dem Recht nun doch noch Geltung zu verschaffen, führt der Richter seinen Sohn zu einem letzten Gericht „vor dem

---

klassischen griechischen Tragödie zurückführen, die sich nach Aristoteles über drei Stationen vollzieht: Schürzung des Knotens (*désis*), Wende (*metábasis* als Unglücksfall, Umschlag ins Gegenteil oder Erkenntnis) und Lösung des Knotens (*lýsis*). Das Zusammenfallen von Anagnorisis (Erkenntnis der eigenen Schuld) und Peripetie (Umschlag der Handlung in ihr Gegenteil), wie z.B. in der Tragödie *Oidipus Tyrannos* des Sophokles, erscheint als Idealfall. Vgl. dazu Fuhrmann <sup>2</sup>1992, S. 37 sowie Latacz 1993, S. 76f.

<sup>16</sup> „Aber das Gesicht ruhte nicht still in sich wie eine Nachbildung der Natur; es war in der Wandlung begriffen, in einer Auflösung durch das Feuer, die wie Verfall und schnelle Verwesung erschien“ (Wiechert 1957, Band 7, S. 754).

<sup>17</sup> Bemerkenswert ist die Spiegelbildlichkeit in der Darstellung des Versagens der Rechtsinstanzen: Während der Vater zuerst dem Staatsanwalt und dann erst dem Kreisleiter den Mord anzeigt, wendet sich der Sohn bei seiner Selbstanzeige erst an den Kreisleiter und anschließend an den Staatsanwalt. Damit schließt sich auch strukturell der Kreis, die Einheit von Vater und Sohn ist wiederhergestellt. Diese Einheit wird auch dadurch bekräftigt, dass der Sohn gegenüber dem Staatsanwalt nach Art seines Vaters (vgl. Wiechert 1957, Bd. 7, S. 747 und 753) durch den einheitsstiftenden

Jüngsten Gericht noch“ (Ebd., S. 758) – nämlich zu den Eltern des Ermordeten, die in einer Kapelle vor dem geschlossenen Sarg ihres aufgebahnten Sohnes ins Gebet vertieft sind. Die atmosphärisch dichte Darstellung der folgenden Ereignisse vollzieht sich fast wie in Zeitlupe: Erst nach einigem Zögern wirft sich Christean vor den Eltern auf die Knie und bekennt wiederholt seine alleinige Schuld. Doch das Schuldbekenntnis scheint ohne Reaktion zu verhallen. Schließlich erhebt sich nach langem Schweigen der Vater des Ermordeten und wendet sich an den Richter mit der Bitte, „der Herr Richter möchte seinem Sohn sagen, dass er es nicht allein war. Gewalt kommt von Tausend oder Hunderttausend, und nur Buße kommt von einem Herzen, das allein ist. Und auch dies möchte der Herr Richter seinem Sohn sagen, dass kein Herz in dieser Kammer Schwereres zu tragen hat als des Herrn Richters Herz ...“ (Ebd., S. 760). Noch einmal bekennt Christean seine Alleinschuld, dann ringt sich nach langem Zögern auch die Mutter des Ermordeten mit Blick auf den Richter zu einer versöhnlichen Geste durch (sie streicht mit der Hand sanft über Christeans Haar), woraufhin der Richter mit seinem Sohn den Raum verlässt.

### 1.5. Schluss

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wenige Tage später hat Christean das Land bereits verlassen und geht nach Westen „und über den Westen hinaus in die Buße, von der der alte Mann gesagt hatte, dass sie nur aus einem Herzen komme, das allein sei (...“ (Ebd., S. 762)<sup>18</sup>. Der Richter aber unterzeichnet sein Entlassungsgesuch und legt sein Richteramt nieder:

„Wo ein Richter sein soll“, stand am Ende des Schreibens, „muss ein Recht sein. Und wo ein Recht sein soll, muss gerichtet werden. Wo aber nicht gerichtet wird, ist auch kein Raum weder für ein Recht, noch für einen Richter“ (ebd., S. 762).

## 2. Figurenzeichnung

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Richter – und nicht etwa sein Sohn – als Titelfigur die zentrale Gestalt der Novelle ist. Auch hat Ernst Wiechert der Novelle nicht den Titel „Der Vater“<sup>19</sup>, sondern „Der Richter“ gegeben.

---

Plural des Personalpronomens („bei uns“) sein Befremden artikuliert: „Ich habe geantwortet, dass das Recht bei uns keine Marotte sei.“ (Ebd., S. 758).

<sup>18</sup> Die Deutung von Hannsludwig Geiger, „der Sohn geh[e] in den Krieg“ (zit. nach Reiner 1976, Nr. 972), ist nicht haltbar.

<sup>19</sup> Trotz aller menschlichen Tragik steht die Titelfigur primär nicht als Vater im Zentrum der Novelle, sondern vielmehr in Personalunion als Vertreter von Recht und Gerechtigkeit. Abgesehen davon war der Titel „Der Vater“ bereits für eine 1934 verfasste und veröffentlichte Erzählung (Wiechert 1957, Bd. 7, S. 660–682) vergeben; vgl. Reiner 1972, Nr. 95.

Dieser Richter aber steht angesichts der totalitären Korruption des Rechtswezens schon zu Beginn der Novelle als standhafter Sachwalter des Rechts auf einsamem Posten. Seine Menschlichkeit und moralische Integrität (vgl. Beutner 2010, S. 223ff.) werden vom Dichter an vielen Stellen deutlich herausgearbeitet: Er nimmt die Magd gegen die Schmähungen der Bäuerin in Schutz, wendet sich beruhigend der alten Beerenfrau zu, bricht das Gespräch mit dem hasserfüllten Kreisleiter ab, stellt den pietätlosen jungen SS–Arzt zur Rede, behandelt seine behinderte Tochter liebevoll und fürsorglich, führt – gestützt auf die Botschaft der Bibel – seinen verblendeten Sohn zur Erkenntnis und zum Eingeständnis seiner Schuld, sichert dem Verzweifelten seinen Beistand zu, teilt mit ihm die Last des Leids und zieht mit seiner Amtsniederlegung schließlich in aufrechter Gesinnung für sich persönlich die einzig denkbare Konsequenz aus der Konfrontation mit dem Terrorregime.

Der Charakter des Richters zeichnet sich durch Tapferkeit, Selbstbeherrschung und Selbstlosigkeit aus. Weder beklagt er sein eigenes Schicksal, noch klagt er seinen Sohn an, wenn er ihm auch die Unrechtmäßigkeit seiner Tat in einer deutlichen Sprache vor Augen führt. Stets wird spürbar, wie sehr er darunter leidet, dass sein geliebtes Kind unter dem Einfluss ideologischer Verblendung zum Mörder geworden ist. Das Unbegreifliche wird kurz vor dem entscheidenden Gespräch zwischen Vater und Sohn von Barbara angedeutet; später wird es dem Richter selbst noch einmal bewusst, während er seinem Sohn nachblickt, als dieser sich auf den Weg zum Staatsanwalt macht.<sup>20</sup>

Zwischen Vater und Tochter – die Mutter ist bereits verstorben – besteht ein inniges Verhältnis, ein tiefes seelisches Einverständnis, das oft ohne Worte auskommt. Mit dem Vater ist Barbara vor allem durch Tapferkeit, Güte, Sensibilität, Empathie und die Gewohnheit, leise<sup>21</sup> zu sprechen, aufs Engste verbunden. Schon die Einführung ihrer Person nimmt die Züge einer Apotheose an: „Barbara saß in ihrem Rollstuhl an der schmalen Seite des Tisches, und wie immer dachte der Richter, dass ein Haus wohlbehütet sei, in dem eine Heilige das Brot mit ihnen breche“ (Wiechert 1957, Bd. 7, S. 749).<sup>22</sup>

<sup>20</sup> „„Ach, Vater“, sagte sie [Barbara] schluchzend. ‚Mit seiner Hand... mit einer Kinderhand...‘ „Auch Hände haben sie verwandelt“, sagte er [der Richter] leise. ‚Kinderhände und Kinderaugen und Kinderherzen... wir müssen sie nun noch fester halten als bisher...‘“ (Wiechert 1957, Bd. 7, S. 751) und „„Ein Mörder...“, sagte der Richter flüsternd vor sich hin. ‚Dort geht ein Mörder... und als er ein Kind war, habe ich doch seine winzigen Hände geküsst...‘“ (ebd., S. 757).

<sup>21</sup> Das Leise wird in Wiechert Werken unter zivilisationskritischem Aspekt grundsätzlich positiv bewertet und einem Leben im Einklang mit der Natur zugeordnet. Das Laute als Kennzeichen technischen Fortschritts und städtischen Lebens bildet den bedrohlichen Gegenpol, der auch in dieser Novelle Gewalt und Zerstörung sowie die Entfremdung des Menschen von der Natur zum Ausdruck bringt: „(...) die Lautsprecher schrien die Drohung des Krieges über die Dächer hinaus“ (ebd., S. 757). – „Die Stimme der Lautsprecher drang nicht bis hierher (...)“ (ebd., S. 759). Vgl. dazu auch Wiecherts Essay *Laut und leise* (Wiechert 1957, Bd. 10, S. 607–614).

<sup>22</sup> Von hier aus lässt sich eine weitere Verbindung zwischen Vater und Tochter erkennen, denn auch das Haupt des Richters erscheint am Anfang der Novelle gleichsam unter einem Heiligenschein:

Unmittelbar bevor Christean sich dazu durchringt, die Verantwortung für seinen Mord zu übernehmen, holt der Richter seine Tochter, die sich in dieser Nacht ängstigt, aus ihrem Bett: „Er hielt sie in den Armen, und ihr langes Nachtkleid zog sich wie ein Schleier hinter ihr her“ (Ebd., S. 755).<sup>23</sup> Das Motiv des Schleiers verweist darauf, dass Barbara durch Christeans Mord tragischerweise ihres potentiellen Bräutigams beraubt worden ist. Sie ist damit ebenso eine Leidtragende dieser Untat wie ihr Vater, der in der Figurenkonstellation in gleicher Weise zwischen Christean und Joseph steht und beiden Liebe und Wertschätzung entgegenbringt.<sup>24</sup>

An der Figur Christeans wird die Verführbarkeit der Jugend durch die Ideologie des Nationalsozialismus mit ihren weitreichenden Folgen bis in den engsten Familienkreis hinein exemplifiziert. Für den Richter als Titelfigur der Novelle bedeutet dies, dass er in einen tragischen Konflikt gerät: zwischen seiner Bindung an das Richteramt, d.h. seiner Verpflichtung, ohne Ansehen der Person zu richten, und seiner väterlichen Bindung an den geliebten Sohn, den er tragischerweise selbst als Mörder entlarven muss.

Die übrigen Figuren erfüllen als Nebenfiguren unterschiedliche Funktionen: Kreisleiter und SS-Arzt verkörpern ein politisches System, das gewissenlos „über Leichen geht“. Der Staatsanwalt erweist sich als willfähriger Diener der Gewalt. Die alte Beerenfrau Veronika und die alten Eltern Josephs stammen als arme, fromme und rechtschaffene Menschen aus einer „alten“ Zeit, die in scharfen Kontrast zur moralisch verkommenen „neuen“ Zeit gesetzt wird.<sup>25</sup>

---

„Ein schmaler Streifen der Augustsonne fiel über sein dunkles, an den Schläfen schon ergrautes Haar, und unter diesem goldnen Reif sah sein Gesicht traurig und wie verfallen aus“ (Wiechert 1957, Bd. 7, S. 743).

<sup>23</sup> Die Art, wie der Vater seine Tochter in den Armen hält, erinnert zugleich an die christliche Ikonographie, wobei zu berücksichtigen ist, dass in Wiecherts Novelle der Richter als Vater die Rolle der verstorbenen Mutter übernommen hat.

<sup>24</sup> Dass der Richter dem ermordeten Joseph Huber Sympathie und Wertschätzung entgegenbringt, wird schon ersichtlich, als er den Tatort aufsucht: „Der Richter hatte ihn von Kind auf gekannt. Er war der Sohn armer, sehr frommer Häusler, und sein tapferer, gerechter, fast wilder Sinn hatte ihn früh zu den radikalen Gemeinschaften des Volkes getrieben (...)“ (ebd., S. 746). Der Richter glaubt an seinen Gesichtszügen auch zu erkennen, dass Joseph aus dem Hinterhalt ermordet worden sei. Als er vom Tatort nach Hause zurückkehrt – bereits erschüttert in dem sicheren Wissen, dass sein eigener Sohn der Mörder Josephs ist – wird er von seinen Mitmenschen beobachtet, wobei ein Zeitungsredakteur bemerkt: „„Er sieht aus, als habe er eine Kugel in den Rücken bekommen““ (ebd., S. 749). So knüpft der Erzähler ein enges Band zwischen dem Ermordeten und dem Vater des Mörders. Beide sind – jeder auf seine Weise – aus dem Hinterhalt tödlich getroffen.

<sup>25</sup> Der unversöhnliche Antagonismus von alter und neuer Zeit wird besonders deutlich in den Worten, mit denen Christean im Gespräch mit dem Richter die Mordtat zu rechtfertigen sucht: „„Ich weiß, dass ihr im Alten lebt“, fuhr Christean fort, „aber wir leben im Neuen, und ihr müsst endlich versuchen, es zu begreifen.“ (...) „Ihr wollt uns zurückführen“, sagte er [Christean]. „Wie mit einem bösen Zauber. In das Alte und die alten Märchen. Ihr wisst nichts von dem, was wir denken““ (Ebd., S. 752).

### 3. Schuld, Vergebung und Buße

Die Schuld Christeans wird in der Novelle durch sein jugendliches Alter relativiert, das ihn für die Manipulation durch die nationalsozialistische Propaganda empfänglich gemacht hat. Seine ideologische Verblendung tritt in seinen Rechtfertigungsversuchen (vgl. Abschnitt A.III) klar zutage. Im Erzählerbericht sowie in den Äußerungen des Richters und seiner Tochter Barbara erscheint Christean als ein verführtes „Kind“, „dem die Zeit eine Maske vorgebunden hatte, und die Maske war viel zu groß für das kindliche Gesicht“ (Ebd., S. 750).<sup>26</sup> In seinem einstigen Freund Joseph sieht er nun einen Abtrünnigen, den er – im Zuge einer verbalen Auseinandersetzung – zum Schweigen bringen will, wie aus dem Gespräch mit dem Vater hervorgeht:

„Er war ein Feind und Verräter“, sagte Christean heftig. „Du weißt, dass der Krieg vor der Tür steht, und er wollte es mit den Feinden halten. Er hat es mir gesagt, gestern, dort. Er hat es mir ins Gesicht geschrien, und da...“ (ebd., S. 752).

Offensichtlich hat Christean die Tat also im Affekt, d.h. ohne Vorsatz, begangen, was bei der Beurteilung seiner persönlichen Schuld zu berücksichtigen ist.

Schließlich stellt auch der Vater des Getöteten die alleinige Verantwortung Christeans in Frage, indem er hinter der Gewalttat des Einzelnen die von der Masse ausgehende Gewalt erkennt. Wenn Christean daraufhin noch einmal wiederholt: „Ich allein...“ (Ebd., S. 761), so scheint es, als wolle er selbst diese Relativierung nicht akzeptieren. Erst als die Mutter, die nun wie der Vater des Ermordeten<sup>27</sup> ihren Blick auf den leidenden Richter lenkt, durch eine sanfte Geste erkennen lässt, dass sie zur Versöhnung bereit ist, kann Christean sich wieder erheben. Die beklemmende Situation findet ein abruptes Ende, als der Richter mit seinem Sohn den Raum verlässt.

Für Christean öffnet sich nun der Weg in eine Buße, die er sich selbst auferlegt und die er nur für sich alleine – in äußerer Abkehr und innerer Einkehr – vollziehen kann. Die Tatsache aber, dass sein Sohn durch die staatliche Justiz nicht gerichtet wurde, wertet der Richter als Zeichen für die Aufhebung von Recht und Gerechtigkeit. Während Christean seinem Vaterland den Rücken kehrt, kehrt der Vater daher konsequenterweise seinem Richteramt den Rücken.

<sup>26</sup> Der Erzähler gibt hier die Sichtweise des Richters wieder, die dieser kurz darauf in ähnlicher Form bekräftigt (ideologische Indoktrination als „Verwandlung“ von „Kinderhände[n] und Kinder-Augen und Kinderherzen“; vgl. Anm. 21).

<sup>27</sup> „Der alte Mann hörte die Stimme nicht, denn er blickte noch immer den Richter an, unverwandt und unbeweglich, als hätte der Richter getötet und nicht der Kniende“ (Wiechert 1957, Band 7, S. 761). Diese erneute Fokussierung auf die Person des Richters rückt ihn abschließend noch einmal als eigentliche tragische Figur ins Zentrum der Novellenhandlung. Er ist der Hauptleidtragende. Seine persönliche Tragödie besteht darin, dass er als Vater eines Mörders indirekt eine Mitschuld trägt.

#### 4. Abschließende Gesamtwürdigung der Novelle

Die Novelle hat in der Gesamtausgabe der Werke Wiecherts einen Umfang von knapp 20 Seiten. Wie für die Gattung der Novelle charakteristisch, wird in geschlossener Form eine Konfliktsituation von existentieller Bedeutung im Leben des Richters und seines Sohnes dargestellt. Die straffe, einsträngige Handlungsführung – selbst Details, die auf den ersten Blick unwichtig zu sein scheinen, erhalten im Nachhinein eine nicht unerhebliche Bedeutung – ist auf das Wesentliche konzentriert: Sie arbeitet den zentralen Konflikt heraus, lässt den Wendepunkt (die Erkenntnis der Schuld und die Bereitschaft zum Eingeständnis dieser Schuld) pointiert hervortreten und bringt am Ende sowohl für den Sohn des Richters als auch für den Richter selbst eine Lösung des Konflikts (selbst auferlegte Buße bzw. selbst gewählte Amtsniederlegung).

Dabei arbeitet Wiechert mit verschiedenen „Vorausdeutungs- und Integrationstechniken“ (Schönhaar 1984, S. 308), insbesondere indem er ein engmaschiges Netz von Leitmotiven (z.B. der Hand, des Haares, des Herzens, der Glocke oder der Maske) knüpft.<sup>28</sup> Die Antithetik extremer Polarisierungen unter Aussparung von Zwischenstufen (z.B. jung und alt, gut und böse, laut und leise) wirkt auf den heutigen Leser in ihrer Plakativität befremdlich. Andererseits erzielt der Dichter gerade mit diesen Mitteln eine große Geschlossenheit der Darstellung.

Die Omnipräsenz der Bibel im Werk Wiecherts zeigt sich auch in dieser Novelle in vielfacher Gestalt: Der Vater erinnert seinen Sohn an die Geschichte von Kain und Abel und verweist auf die konkrete Aktualität des biblischen Geschehens. Besonders deutlich tritt der Bezug zum Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32) hervor: Der Sohn, der Schuld auf sich geladen hat, kehrt zum Vater zurück und bekennt sich vor ihm zu seiner Schuld. Der Vater aber verstößt ihn nicht, sondern nimmt sich seiner an. Dadurch wird die verloren gegangene Einheit mit dem Vater wiederhergestellt. Ähnlich wie im biblischen Gleichnis geht Christeans Umkehr die Erkenntnis seiner Schuld voraus. In der Novelle allerdings erfolgt die Abkehr vom Terrorregime dank der behutsamen, liebevollen Führung des Vaters.

Wiecherts persönliche Form der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, die grundlegende Botschaft des Textes ist unmissverständlich: Exemplarisch zeigt er auf, wie das Gift eines totalitären Unrechtsregimes bis in den innersten Bereich familiärer Beziehungen und Bindungen hinein wirkt, wie zuvor unantastbar geltende Normen in Frage gestellt bzw. pervertiert werden, wie junge Menschen ideologisch so verblendet sind, dass sie selbst Verbrechen begehen.

Auf der anderen Seite setzt gerade die Gestalt des Richters positive Akzente: Durch eine aufrechte Gesinnung, die auf christlicher Überzeugung gründet und

<sup>28</sup> Den leitmotivischen Bezügen und anderen Formen der Bildlichkeit (z.B. der Farbsymbolik) soll hier im Einzelnen nicht nachgegangen werden, weil sie vom Verfasser bereits bei der Untersuchung der Novelle *Die Gebärde* eingehend behandelt wurden; vgl. dazu Büttner 2010, S. 161–164.

sich weder verbiegen noch vereinnahmen lässt, kann der Einzelne der Übermacht des politischen Systems wenn nicht aktiven, so doch zumindest passiven Widerstand entgegensetzen.

Berücksichtigt man die Entstehungszeit der Novelle, deren Stellung innerhalb des Gesamtwerkes sowie Wiecherts politisches Engagement in jener Zeit<sup>29</sup>, treten die zukunftsweisende Dimension und der moralische Appellcharakter des Textes deutlich hervor: Nur wenn die christlich geprägte „Idee der Humanitas“<sup>30</sup> in Form von Liebe, Güte und Versöhnung immer weitere Kreise zieht, kann nach dem Zusammenbruch eines verbrecherischen politischen Systems eine bessere Zukunft gelingen.

### LITERATURVERZEICHNIS

- Beutner B. (2010), *Väter bei Ernst Wiechert*. In: Krenzlin L., Weigelt K. (Hrsg.), *Ernst Wiechert im Gespräch. Begegnungen und Einblicke in sein Werk* (= Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Bd. 4), Berlin/New York, S. 185–225.
- Büttner M. (2010), *Mahnung zur Menschlichkeit. Ernst Wiecherts Novelle „Die Gebärde“*. In: Krenzlin L., Weigelt K. (Hrsg.), *Ernst Wiechert im Gespräch. Begegnungen und Einblicke in sein Werk* (= Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Bd. 4). Berlin/New York, S. 155–166. Erstmals veröffentlicht in: Herrmann K., Geus K. (Hrsg.), *Dona sunt pulcherrima. Festschrift für Rudolf Rieks*, Oberhaid 2008, S. 479–490.
- Fuhrmann M. (21992), *Die Dichtungstheorie der Antike: Aristoteles – Horaz – Longin*, Darmstadt.
- Krenzlin L. (2002), *Zwischen allen Stühlen. Ernst Wiechert in der politischen Öffentlichkeit 1933–1947*. In: Beutner B., Pleßke H.-M. (Hrsg.), *Von bleibenden Dingen. Über Ernst Wiechert und sein Werk* (= Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Bd. 3). Frankfurt/M., S. 21–41.
- Latacz J. (1993), *Einführung in die griechische Tragödie*, Göttingen 1993.
- Pleßke H.-M. (2003), *Der die Herzen bewegt. Ernst Wiechert. Dichter und Zeitzeuge aus Ostpreußen*, Hamburg.
- Reiner G. (1972), *Ernst-Wiechert-Bibliographie 1916–1971 (Teil 1). Werke, Übersetzungen, Monographien und Dissertationen mit kritisch-analytischen Kurzbesprechungen*, Paris.
- Reiner G. (1976), *Ernst Wiechert im Urteil seiner Zeit. Literaturkritische Pressestimmen (1922–1975). Ernst-Wiechert-Bibliographie 3. Teil. Mit Nachtrag und Berichtigungen zur Ernst-Wiechert-Bibliographie 1. Teil*, Paris.
- Schönhaar R. (1984), Art. *Novelle*. In: Schweikle G. und I. (Hrsg.), *Metzler Literaturlexikon. Stichwörter zur Weltliteratur*, Stuttgart.
- Wiechert E. (1957), *Sämtliche Werke in zehn Bänden*, Wien/München/Basel.

<sup>29</sup> Vgl. Pleßke 2003, S. 28: „In Deutschland ging es nach dem Programm der Alliierten neben der Entnazifizierung um die Umerziehung zur Demokratie. Das Wie stand im Ermessen der jeweiligen Besatzungsmacht. Wiechert hielt den Zeitpunkt für gekommen, sich nun wieder mit seinem Dichterwort in die Umerziehungspolitik einzumischen.“

<sup>30</sup> In seinen Erinnerungen *Jahre und Zeiten* (vgl. Anm. 7) schreibt Wiechert: „In frühen und entscheidenden Jahren bin ich der Idee der Humanitas so tief verpflichtet worden, dass das Beengte und Beengte aller Nationalität mich nach dem ersten Weltkrieg nicht mehr in seinen Bann geschlagen hat“ (Wiechert 1957, Bd. 9, S. 755).

Matthias Büttner

**ACTING RIGHTLY IN TIMES OF LAWLESSNESS – ERNST WIECHERT'S  
NOVELLA *THE JUDGE*  
(Summary)**

The novella *The Judge* by Ernst Wiechert gives testimony to the poet's critical analysis and examination of the immediate National Socialist past and, at the same time, tries to provide some forward-looking re-orientation in terms of a comprehensive humanism based on Christian ideals.

Wiechert's narrative follows a dramatic structure in accordance with the tragedies of Classical Greek Antiquity. Faced with an existential crisis, the title character has to prove his moral integrity and steadfastness. Deluded by the pervasive Nazi ideology, the judge's son goes astray by killing a former friend but finally, thanks to his father's cautious, gentle guidance, finds his way back. At the end of the novella the son even atones for his wrongs while his father, an unfaltering representative and unswerving advocate of law and justice, resigns from his office in the face of the lawlessness he has experienced under the Nazi terror regime.

Apart from analysing the plot of Wiechert's novella, this study also examines the clearly outlined characters as well as the complex theme of guilt, repentance and forgiveness. Finally, the article focuses on the author's intention of taking part in the social and political discourse of post-war Germany by conveying his message of humanity and moral integrity.

**Key words:** Ernst Wiechert, novella, National Socialism, ideological delusion, law and justice, moral integrity, guilt, dramatic structure, characterisation, humanism based on Christian ideals.